

Sasha Dawn
Rot wie das Vergessen

Sasha Dawn

Rot wie das Vergessen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Katharina Orgaß und Gerald Jung

dtv

The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch Verlag) consists of the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font. A thin, dark horizontal line is positioned below the letters, starting under the 'd' and ending under the 'v'.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtvjunior.de



Deutsche Erstausgabe
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 Sasha Dawn
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Oblivion«
2014 erschienen bei Egmont USA, 443 Park Avenue South, Suite 806,
New York, NY 10016
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2015 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk und Brumshagen
Umschlagbild und -gestaltung: buxdesign und Carla Nagel
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture
Lektorat: Ulrike Schuldes
Gesetzt aus der Goudy Old Style 11.5/14
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-74013-5

*Für Joshua und die beiden kleinen Damen, die so viel
Freude in unser Leben bringen*

»... nicht aus der Weisheit schöpfen Dichter ihre Werke, sondern aus einer Eingebung heraus, so wie die Seher und Propheten ihre erhabenen Botschaften kundtun, ohne selbst zu ahnen, was sie bedeuten sollen.«

- Sokrates

EINS

Als letzte Woche das Gewitter war, ließen wir Lindseys tragbare Lautsprecher hinten im Schuppen stehen. Die Hatchens haben uns noch keine neuen gekauft, deswegen hören wir jetzt auf Lindseys voll aufgedrehtem iPod irgendeine schrabbelige Garagenband. Was sich da aus dem Nano rausquält, hört sich an, als würde eine Pink-Floyd-Coverband im kahlen Flur einer Anstalt singen, um die Verrückten hinter den Türen ihrer Gummizellen zu beschallen.

Beim Gedanken an ein steriles Irrenhaus fällt mir sofort meine Mutter ein, die dringend in eine Anstalt gehört. Behaupten jedenfalls die Psychiater. Schon komisch. Sie macht einen total normalen, gesunden Eindruck – manchmal.

Lindsey raucht einen Joint und ich lutsche einen Lolli mit Kirschgeschmack. Mir reicht die Kombination aus passivem High und Zucker. Ich bin schon benebelt genug. Ein Joint würde mir bloß den Rest geben. Ich habe heute sowieso schon Mühe, mich auf die Realität zu konzentrieren, was nicht nur daran liegt, dass ich mich hier im Schuppen oft unwohl fühle – als würde der Ort Erinnerungen in mir wachrufen, die ich lieber verdränge. Manchmal glaube ich, dass ich den Verstand verliere. Wie die Mutter, so die Tochter.

Herausschneiden, herauschneiden, herauschneiden.

So fängt es immer an. Ich fixiere mich so lange auf ein Wort, bis es mich ganz und gar beherrscht. Das Wort taucht aus dem Nichts auf, wie ein flackerndes Licht am fernen Horizont, dann wird es immer größer und heller, bis ich nichts anderes mehr sehe und höre als den Klang dieses Wortes, das aus den Tiefen meines Hirns nach oben drängt und darum fleht, freigelassen zu werden.

Herausschneiden.

Lindsey hat sich am Rauch verschluckt und hustet. »Du musst mir helfen. Ich will Jon eine Nachricht schicken.«

Das Krebsgeschwür herauschneiden.

John Fogel schreibt sich eigentlich mit »h«, aber Lindsey findet, ohne sieht der Name cooler aus. Weniger ist mehr, sagt sie, dabei ist sie alles andere als eine Minimalistin. Lindsey Hatch macht keine halben Sachen, genau wie ihre Eltern.

»Irgendwas Lässiges, Kumpel. Aber etwas, das er sich merkt.«

Lindsey nennt jeden »Kumpel«, vor allem, wenn sie geraucht hat. Am Anfang hat es mich genervt, aber inzwischen fehlt mir richtig was, wenn sie mich nicht so nennt. In Lindsey-Sprache heißt »Kumpel« so viel wie »stark« oder »klasse« – was eigentlich auch ziemlich altmodische Ausdrücke sind. Aber das stört Lindsey nicht weiter. Wenn sie jemanden nicht »Kumpel« nennt, kennt sie ihn nicht oder sie ist sauer auf ihn. So, wie ich aufgewachsen bin, ist es mir normalerweise egal, ob irgendwer sauer auf mich ist, aber Lindsey ist nicht irgendwer – sie ist alles, was ich habe.

Und ich habe sie schon sauer erlebt. Wenn Lindsey Hatch so richtig hochgeht, sucht man am besten Deckung.

Die Hatchens haben mich bei sich aufgenommen, so drücken sie es jedenfalls gern aus. Ich sag's lieber, wie es ist: Sie sind meine Pflegeeltern und damit Heilige. Nicht viele Leute

würden ein Mädchen wie mich nehmen – eine sechzehnjährige Schlampe, die ständig schreiben muss, die sich regelmäßig mit dem jungen Kriminellen trifft, den sie im Heim kennengelernt hat, und die außerdem davon überzeugt ist, dass ihr Vater nur aus einem einzigen Grund verschwunden ist: weil sie ihn umgebracht hat.

Ich heiße Calliope Knowles. Ich stehe unter gesetzlicher Vormundschaft des Bundesstaates Illinois und meine klinische Diagnose lautet Grafomanie. Anders als meine Kollegen im Internet, die offen zugeben, dass sie süchtig nach Live-Blogging sind und zwanghaft ihre Facebook-Profile checken, als ob Gott persönlich einen Kommentar dort posten würde – wohlgemerkt: Gott und noch sieben andere, die Jenny Andersons Status liken –, muss ich zwanghaft schreiben. Das heißt, Schreiben ist für mich so überlebenswichtig wie Atmen.

Obwohl diese Erkrankung progressiv ist und deshalb wohl allmählich schlimmer wird, je älter ich werde, ist sie bei mir ganz plötzlich ausgebrochen. Davor war ich ein ganz normaler Teenager. Ich hab heimlich Zigaretten geraucht und von »Hamlet« nur jede zweite Seite gelesen. Ich hab mir den Stoff von zwei Wochen Bio am Abend vor der Klassenarbeit reingezogen. Und ich hab natürlich auch das eine oder andere Gedicht geschrieben, wenn ich von irgendeinem Jungen geträumt habe, den ich mich nicht mal anzuschauen getraut habe, vom Küssen ganz zu schweigen. Aber eines Tages, nämlich an dem Tag, an dem mein Vater verschwand, habe ich angefangen zu schreiben und konnte nicht mehr aufhören. Die Wörter ließen sich einfach nicht aufhalten.

Das Krebsgeschwür herauschneiden, das Krebsgeschwür herauschneiden, das Krebsgeschwür herauschneiden.

An jenem Tag hat mich die Polizei in der Wohnung über

dem *Café Landstreicher* aufgefunden. Seit Jahren hat da niemand mehr gewohnt, weder ich noch sonst wer. Aber ich habe mich dort versteckt und dort hat auch mein Schreibzwang angefangen. Schlagartig und ohne jede Vorwarnung ist er aus meinem Unterbewusstsein ausgebrochen. Als die Polizei mich abholte, hatte ich mich selbst vollgekritzelt, den Spiegel und die Tür. Die wellige rosa Tapete war zu einer Leinwand geworden, die ich mit dünnem rotem Filzstift vollgeschrieben hatte:

Ich habe ihn umgebracht, ich habe ihn
umgebracht, ich habe ihn umgebracht.

»Weißt du, wo dein Vater ist?«, haben mich die Polizisten gefragt.

Nein.

Er war seit anderthalb Tagen spurlos verschwunden.

Und: »Weißt du, wo Hannah Rynes ist?«

Nein.

Sie war ebenfalls spurlos verschwunden.

Seit anderthalb Tagen.

War ich seit anderthalb Tagen in diesem Badezimmer? Wie lange war ich schon wach? In anderthalb Tagen kann man eine Menge schreiben, so viel steht fest. Die Wohnungstür und die Diele waren mit Matsch verschmiert, auch im Abfluss war schlammige Erde, was darauf schließen ließ, dass ich draußen gewesen war. Vielleicht hatte ich ja irgendwelche Beweise vernichtet. Leider kann ich mich an nichts mehr erinnern.

Die Polizei glaubt nicht, dass ich meinen Vater umgebracht habe, aber sie glaubt, dass ich etwas über sein Verschwinden weiß. Falls ja, kann ich mich jedenfalls nicht dran erinnern. Man geht davon aus, dass ich immer noch unter Schock stehe und dass irgendwann in den dunklen Winkeln meines Gehirns eine Glühbirne aufflammen und die Wahrheit über das

Verschwinden meines Vaters ans Licht bringen wird. Weil es keine Leiche gibt, ist das Ganze bis jetzt nur eine Vermisstenakte, die allmählich verstaubt.

Problematisch ist nur, dass die zwölfjährige Hannah Rynes zum selben Zeitpunkt verschwunden ist.

In einem Landkreis, der sich rühmt, nicht mal alle zehn Jahre eine Kindesentführung zu verzeichnen, lässt sich so ein Zufall nicht einfach ignorieren. Wenn die Polizei meinen Vater findet, taucht vielleicht auch Hannah wieder auf.

»Aber nicht zu eindeutig«, sagt Lindsey, »bloß irgendwas, was die Sache ins Rollen bringt.«

»Klar.«

Mich juckt es in den Fingern, ich brauche dringend einen Stift. Der Drang wird immer stärker, die Wörter hallen in meinem Kopf wider: *Der Leib, Leib, Leib, Leib. Der Leib der Zeit.*

»Aber auch nicht zu verschlüsselt oder zu literarisch.«

Ich nehme den Lolli aus dem Mund. »So wie ich ihn einschätze, ist er ein nachdenklicher Typ. Etwas Verschlüsseltes und Literarisches ist für ihn genau das Richtige.«

»Schon. Aber er soll doch denken, dass *ich* es geschrieben habe, Klugscheißerin.«

Die Wörter geben nicht auf, wollen aufs Papier, hallen durch meinen Kopf: *Der Leib der Zeit, der Leib der Zeit.*

Ich atme den Drang weg, konzentriere mich auf Lindsey.

Wenn alles seinen geplanten Gang geht, ist sie an Halloween mit John zusammen. Ich bin ein wesentlicher Bestandteil dieses Plans, und das nicht zum ersten Mal. Mithilfe meiner Worte habe ich Lindsey schon mit einigen Jungs verkuppelt, und das mit John habe ich offen gestanden schon kommen sehen. Seit wir uns kennen, hat sie andauernd nur von ihm geredet.

Das Krebsgeschwür aus dem Leib der Zeit herausschneiden.

Lindsey ist für mich das, was einer Schwester am nächsten kommt. Ich wohne jetzt ein knappes halbes Jahr bei ihr und ihren Eltern. Ich würde alles für sie tun. Auch einen Ahnungslosen wie John Fogel in die Falle locken.

»Er sieht so gut aus.«

Stimmt. Ein paarmal bin ich seinem Blick begegnet und konnte kaum wieder wegsehen. Seine Augen ... sie sind so blau, dass sie einen hypnotisieren, und von dichten schwarzen Wimpern eingerahmt. Und seine Stimme ... ein klarer, sicherer Tenor. Lindsey hat Geschmack.

Sie führt den Joint, der inzwischen nur noch ein Stummel ist, wieder zum Mund und zieht daran. Der Rauch wirbelt um ihren Kopf. Ihre blaugrünen Augen leuchten auf und verwandeln sich in dem Dunst in Edelsteine. Ihre Stimme hallt in meinem Kopf wider wie auf einem langen Korridor und wird von den Worten übertönt, die auf mich einhämmern und aus ihren Kokons schlüpfen wollen.

Das Krebsgeschwür aus dem Leib der Zeit herausschneiden. Haftet ihr Geruch noch an dir? Führe sie in Versuchung, führe sie in Versuchung, führe sie in Versuchung.

»Callie ...«

Lindsey ruft mich, aber ich kann mich nicht darauf konzentrieren. Die Worte geraten in Schwingung. Was als dumpfer Schmerz zwischen meinen Augen angefangen hat, wird sich bald zu einem Schraubstock um meine Schläfen entwickeln. Ich kann es nicht länger aufschieben. Ich brauche einen Stift. In meinem Rucksack ist einer. Ich weiß es. Ich habe immer einen Stift dabei. Sicherheitshalber.

Ich kämpfe mit dem Reißverschluss, aber der Schmerz in meinem Kopf sticht schon zu, bohrt, verzerrt meinen Blick.

Lindsey hilft mir, den Reißverschluss über die dicke Beule zu zerren, die mein Mathebuch verursacht hat.

Wo ist mein Notizbuch?

Unter den Schulbüchern festgeklemmt. Ich krieg's nicht raus. Es steckt fest.

Mir schießen Tränen in die Augen, während ich panisch nach dem Stift wühle – ein dünner roter Filzstift natürlich –, der irgendwo auf dem Boden meiner Schultasche herumdümpelt. Endlich kriege ich ihn zu fassen, während mir bescheuerte Wörterfolgen durch den Kopf sausen – »Denken, dunken, danken« –, und drücke die Spitze fest auf meine Jeans.

Das Krebsgeschwür aus dem Leib der Zeit herauszuschneiden haftet ihr Geruch noch an dir führe sie in Versuchung
brich sie erwecke sie verschlinge sie wenn sie anfängt zu
bluten bluten bluten bluten in den Fluten.

Eine Träne fällt auf ein bluten, sie irritiert den Schmerz in meinem Kopf, dämpft ihn, befreit mich davon, wenn auch nur vorübergehend. Ich konzentriere mich auf die Erinnerung an Elijah. Ihm ist es noch jedes Mal gelungen, mich wieder auf den Boden zurückzuholen, und manchmal, wenn ich an ihn denke, lässt die Angst nach und die Wörter verstummen. Ich hole Luft.

Ich atme tief durch und schiele zu Lindsey hinüber. Als es mir das erste Mal in ihrer Anwesenheit passiert ist, war es mir megapeinlich. Aber jetzt, nach einem halben Jahr, ist es schon ein alter Hut. Sie sitzt gelassen da, ein Bein über das andere gelegt, und pult getrockneten Matsch aus den Sohlen ihrer kniehohen quietschlila Chucks, während der Jointstummel gefährlich dicht an ihren fuchsiarot lackierten Fingernägeln glüht. Als sie mich endlich zur Kenntnis nimmt, sieht sie mich forschend an und schüttelt dann kaum merklich den Kopf.

»'tschuldigung«, sage ich.

»Nimm doch deine Tabletten.«

Ach ja, die Tabletten. Nichts tötet die Lebensgeister zuverlässiger als ein Angstlöser. »Die hab ich im Klo runtergespült.«

Sie setzt den Joint an die Lippen und inhaliert tief. »Cool.«

Ich hab mich jetzt schon seit ein paar Wochen nicht mehr mit Elijah getroffen. Plötzlich will ich ihn unbedingt sehen. Wenn er Glück hat, ist er längst wieder von seiner neuen Pflegefamilie weg. Trotzdem hoffe ich, dass er heute Abend zum Jachthafen kommt. Es ist Dienstag. Er hat es versprochen.

Er lebt wie ich bei Pflegeeltern und muss sich an ihre Regeln und Erwartungen halten. Struktur. So nennen es die vom Gericht bestellten Psychiater. Vielleicht haben sie ja recht. Aber für jemanden wie Elijah ist so ein Dasein mit festen Mahlzeiten und Therapiesitzungen schlimmer als jedes Gefängnis. Als würde man einen Schmetterling, der sein Leben lang frei umherflattern durfte, in einen Käfig sperren.

Lindsey legt den Kopf an meine Schulter. »Kumpel, bin ich breit.«

»Ich weiß.« Ich drücke ihr einen Kuss auf den Scheitel, mitten auf die Zickzacklinie, die ihr pechschwarzes Haar in zwei unordentliche Rattenschwänze teilt. »Kannst du deiner Mom sagen, dass ich heute Abend für mein Ehrenamt unterwegs bin?« Lindseys Eltern verlangen nicht von uns, dass wir richtig jobben, aber wohlätiges Engagement finden sie gut.

»Geh nicht zum Hafen.«

»Ich muss. Es ist Dienstag.«

»Aber heul mir hinterher nichts vor, wenn er wieder nicht da war.«

»Keine Sorge.«

Sie verdreht die Augen und schaut mich an. »Du hast echt was Besseres verdient.«

Kann sein. Vielleicht habe ich etwas Besseres verdient. Aber ich bin genauso süchtig nach Elijah, wie Lindsey süchtig nach Gras ist. Außerdem ist er der einzige Mensch, der immer für mich da war, seit mich die Bullen aus der abgeranzten Wohnung geholt und in ein Mehrbettzimmer im Heim gesteckt haben. Der Einzige, dem ich dort voll und ganz vertrauen konnte, und außer Lindsey der Einzige, dem ich jetzt noch vertraue.

Aber anders als Lindsey weiß Elijah alles über mich, was es zu wissen gibt. Niemand versteht mich so wie er. Schließlich war er auch im Heim.

»Schreibst du mir jetzt was für Jon?«

»Okay.«

»Ohne ›h‹.«

»Weiß ich doch.«

Sie legt mir schwerfällig die Arme um die Schultern. »Ich hab dich lieb.«

Wenn sie high ist, hat sie jeden lieb.

Als ich kurz darauf gehe, ziehe ich die quietschende Tür hinter mir zu.

Lindsey singt, und zwar ziemlich schief.

ZWEI

Bevor meine Mutter verschwand – und praktisch während meiner ganzen Kindheit – arbeitete sie als Kellnerin im *Café Landstreicher*. Damals waren viele Künstler dort und es ging lustiger zu als heute, wo es eher eine Kneipe ist als ein Kaffeehaus. Aber es waren nicht die angetrunkenen Segler, die den Geruch nach Seewasser und modrigen Bojen mitbrachten, nachdem sie die Hippies vertrieben hatten. Im *Landstreicher* hat es schon immer so gerochen.

Der Geruch gehört zu meinen frühesten Erinnerungen: Wie ich als Dreijährige von einem Ecktisch aus andächtig die Sänger und Dichter beobachte, die einander ihre neuesten Schöpfungen vortragen. Wie ich den Duft nach Seewasser und Löffelbiskuits einatme, während Mom samstags Tarotkarten legt (sie glaubte zwar nicht dran, verstand aber gerade so viel davon, dass sie sich damit ein Zubrot verdienen konnte). Wie ich mit schweren Augenlidern die Treppe zur Wohnung hochtapse, um noch ein bisschen Schlaf zu kriegen, bevor ich in aller Herrgottsfrühe in die *Kirche zur Heiligen Verheißung* mitgeschleift werde.

Dort im Café habe ich zum ersten Mal geschrieben, damals allerdings noch aus reinem Vergnügen. Die Tische im Gastraum sind mit poetischen Graffiti übersät. Ins Holz geritzte klassi-

sche Zitate von Keats und Dickens, dazu geistreiche Sprüche der Gäste. Ob meine Inschrift auf Tisch vierzehn wohl noch zu erkennen ist? Ich sehe sie vor mir:

Zieh weiter, gelbe Ziegelsteinstraße ...
trage die Vergangenheit in ihre Seele.

Das *Café Landstreicher* liegt in der Nähe der wohlhabenden Städte entlang der Seenkette. Von den Hatchens aus kann man zu Fuß hinlaufen, aber von der *Kirche zur Heiligen Verheißung* muss man den Zug nehmen. Trotzdem ist es nicht weit, man fährt nur eine Viertelstunde.

Jetzt, wo ich älter bin, wird mir klar, dass das Café für Mom eine Zuflucht gewesen sein muss. Gerade weit genug weg von ihren Fesseln. Weit genug weg von Palmer Prescott und seiner Auslegung von Gottes Wort. Weit genug weg, um wieder Luft zu bekommen.

Wahrscheinlich muss ich deshalb immer an meine Mutter denken, wenn ich zum Jachthafen komme. Auch heute Abend geht sie mir nicht aus dem Kopf. Ich fasse nach dem kleinen goldenen Ring mit dem facettenförmig geschliffenen, ovalen Rubin, den ich an einer Kette um den Hals trage. Der Ring gehört zu den wenigen Gegenständen, die mich noch mit meiner Mutter verbinden. Sie hat ihn mir geschenkt, als ich ganz klein war. Manchmal drücke ich ihn gegen meinen Hals und erinnere mich dabei an ihre tröstliche Berührung. Wir haben uns schon seit Monaten nicht mehr gesehen, aber ich habe den leisen Verdacht, dass sie sowieso keinen Überblick über meine Besuche hat.

Elijah anscheinend auch nicht.

Es ist ungewöhnlich kalt für Mitte September, sogar für hier unten am Wasser. Ich habe keine Jacke angezogen. Einerseits, weil ich die Chance nicht verpassen wollte, dass Elijah mich in

den Arm nimmt und wärmt, andererseits, weil mir mein T-Shirt verdammt gut steht: Es ist pink, eng und hat einen weiten Ausschnitt. *Lennon lebt!*, steht darauf und es betont meine Oberweite, der ich mit Lindseys Push-up von Victoria's Secret ein wenig nachgeholfen habe.

Ich reibe mir die fröstelnden Arme und schaue zu dem wackligen, von silbernen Wellen umspielten Anleger beim *Landstreicher* hinüber. Die Seitenwand des Cafés ist mit schmutzig weißer Farbe gestrichen, die überall abblättert. Die altrosa und mintgrünen Fensterläden sind nicht wie die meisten in dieser Gegend nur zur Zierde da. Sie lassen sich tatsächlich vor den mit Seewasser bespritzten Sprossenfenstern und ihren gewellten Scheiben öffnen und schließen.

Heute Abend sind die Läden aufgeklappt, aber vermutlich nur, weil noch niemand dazu gekommen ist, sie zu schließen. Die Kellner haben alle Hände voll zu tun, denn drinnen drängen sich die Gäste. Die überdachte Veranda vorne gibt dem Gebäude einen leicht heruntergekommenen Touch – eine Mischung aus tiefstem Süden und Mittlerem Westen –, doch wenn ich lange genug hinschaue, erkenne ich gar nicht mehr, wie verwittert das Holz schon ist. Dann sieht das *Landstreicher* wieder genauso prächtig aus wie zu seinen Glanzzeiten.

Mom und ich haben selten und immer nur kurz über dem Café gewohnt, aber für mich wird es immer mein Zuhause bleiben. Ein Ort, der immer für mich da ist. Jedes Mal, wenn Mom und ich von Palmer abgehauen sind, sind wir hier untergekröchen, egal wie schäbig, schimmelig und muffig es war. Ich habe mich hier immer wohlgefühlt. Geborgen. In Sicherheit.

Manchmal brechen Elijah und ich in die inzwischen leer stehende, dem Verfall preisgegebene Wohnung ein und verbringen die Nacht eng umschlungen auf dem abgetretenen

rosa Teppichboden. In der nördlichen Dachgaube futtern wir unser fettiges Essen vom Chinesen, und wenn uns danach ist, knutschen wir auf den schmutzigen Linoleumfliesen des Küchenfußbodens, die in einem rot-grünen Depri-Muster wie ein Schachbrett ausgelegt sind. Es gibt nichts Schöneres, als dort in Elijahs Armen aufzuwachen.

Blöd, dass es kaum noch dazu kommt, weil er ja jetzt wie ich bei Pflegeeltern untergebracht ist. Ist ihm überhaupt aufgefallen, dass er die letzten drei Dienstage ausgelassen hat und dass ich bei den drei Treffen davor total gefrustet war? Manchmal glaube ich, dass er schon zufrieden ist, wenn er ab und zu mal mit mir rummachen kann, aber eigentlich will ich das gar nicht glauben. So was kann uns doch nicht passieren. Dazu haben wir viel zu viel gemeinsam durchgestanden.

Ich rücke den schweren Rucksack auf meiner Schulter zu-recht und lutsche gierig an meinem achten Lolli heute – diesmal Schoko, was ja wohl hundertmal besser schmeckt als Tabak und Nikotin. Mir ist zum Heulen zumute, aber ich will nicht heulen. Palmer hat alles kaputt gemacht. Hätte er Mom nicht in die Klinik eingeliefert, würde ich jetzt nicht hier am Geländer lehnen, über das Wasser zum *Highland Point* rüber-glutzen und auf Godot warten.

Aber vielleicht musste auch alles so kommen. Sonst wäre ich niemals im Heim gelandet und hätte Elijah nie kennengelernt. Und ein Leben ohne ihn kann ich mir nicht mehr vorstellen.

Ich spüre, dass mich jemand beobachtet. Das kommt in letz-ter Zeit öfter vor, aber als ich mich umdrehe, ist niemand da. Manchmal denke ich, dass mich vielleicht der Geist meines Vaters verfolgt – wo immer er jetzt sein mag, im Himmel oder in der Hölle.

Elijah kommt nicht. Wahrscheinlich ist mir das schon seit

mindestens zwanzig Minuten klar, denn er antwortet auch nicht auf meine Nachrichten. Aber zu den Hatchens kann ich jetzt nicht. Noch nicht. Lindsey würde mir zwar sowieso nicht allzu viele Fragen stellen, aber wenn ich erst um zehn Uhr wiederkomme, denkt sie, dass mit Elijah alles in Ordnung ist. Dann muss ich mir nicht hundert Gründe anhören, weshalb ich nächsten Dienstag nicht mehr zum Hafen gehen soll. Wenn ich vor dem Abendessen zurück bin, kommt außerdem raus, dass Lindsey wegen meinem Ehrenamt geschwindelt hat. Die Hatchens halten ihr Töchterchen für einen Unschuldengel. Und ich will nicht diejenige sein, die sie eines Besseren belehrt.

Also gehe ich über den knarrenden Steg zur Veranda hinüber. Drinnen schrillt ein übersteuertes Mikrofon, dann scheint es zu funktionieren. Auf der Bühne rezitiert jemand ein Prosagedicht. Dienstags ist »Offene Bühne«. Deswegen haben Elijah und ich uns diesen Tag für unsere festen Treffen ausgesucht. Allerdings gehen wir gar nicht mehr so oft ins Haus, und wir bleiben auch nicht am Hafen und hören den geschliffenen Worten zu, die aus dem Café zu uns herüberwehen. Wir haben anderes zu tun, so selten, wie wir uns inzwischen nur noch sehen.

Wenn ich mich konzentriere – und mir selbst etwas vormache –, sehe ich, wie meine Mutter zwischen den Tischen hin und her wirbelt, große Gläser und Becher mit Whiskey und Kaffee, heißer Schokolade und Schnaps vor die Gäste hinstellt, mit ihren langen, glatten, merlotroten Haaren, die unter der Baskenmütze mit dem Paisleymuster hervorquellen und auf ihrem Rücken tanzen, mit den klimpernden Armreifen an den tätowierten Handgelenken, eine leicht nach Eichenholz duftende Parfümfahne hinter sich herziehend ...

Ich drücke die flache Hand ans Fenster und stelle mir vor,